

Der Bischof von Rottenburg-Stuttgart, Georg Moser (26. 9. 1980):

»... Mich freut besonders Ihre Beobachtung, dass das Interesse an der christlich-jüdischen Arbeit ständig zunimmt. Mit dem Judentum verbindet uns Christen ja so viel wie mit keiner anderen Religion. Daraus erwächst die Verpflichtung zum brüderlichen Gespräch in gegenseitiger Achtung und Liebe – eine Verpflichtung, die für das deutsche Christentum eine ganz besondere Dringlichkeit besitzt...«

Der Weihbischof von Rottenburg, J. F. Kuhnle (22. 9. 1980):

»... Gestern ging bei mir der neue Rundbrief des Arbeitskreises für christlich-jüdische Begegnung ein, und ich konnte bei einem ersten Durchblättern eine Reihe von höchst interessanten Artikeln entdecken, die ich in den nächsten Tagen gründlich lesen möchte...«

Der Erzbischof von Salzburg, Karl Berg (20. 10. 1980):

»... Für die Zusendung der Nr. 117/120 – 1979 des Freiburger Rundbriefes möchte ich Ihnen wiederum aufrich-

tig danken. Die Briefe sind immer eine einzigartige Information...!«

Der Bischof von St. Gallen, Otmar Mäder (3. 10. 1980):

»... Ich freue mich, dass der christlich-jüdische Dialog in dieser intensiven Weise weitergeht. Und ich kann Ihnen allen, die Sie sich um diesen Dialog bemühen, nur herzlich für Ihre Anstrengungen danken. Ich bete, dass Gott auch Ihre weiteren Bemühungen segnet und mit Erfolg krönt...«

Der Bischof von Stockholm, Hubertus Brandenburg (4. 10. 1980):

»... Ich möchte mich dafür herzlich bedanken. Mit Interesse habe ich in dem Rundbrief gelesen. Gerade hier in Schweden erlebe ich unter manchen katholischen Familien, die als Flüchtlinge nach hier kamen, wie das Rassenproblem in der NS-Zeit in Deutschland gewirkt hat...«

Der Erzbischof von Marseille, Kardinal Roger Etchegaray:

»... je vous remercie vivement pour votre revue si riche en études pour le rapprochement Juifs-Catholiques. Avec l'assurance de mes respectueux et religieux sentiments...«

15 Rundschau

1 Juden und Christen auf dem 86. Deutschen Katholikentag, Berlin, 4. bis 8. Juni 1980¹

Von Professor *Clemens Thoma* bringen wir seinen Vortrag: »Zwischen Schuld und Verheissung. Israels Geschichte: Unsere Geschichte²«; von jüdischer Seite von *Werner Nachmann*, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, seinen Vortrag »Mit der Schuld der Väter leben³«. Das Thema der jüngsten Vergangenheit wurde auf diesem Katholikentag in den verschiedenen Foren und zeitgeschichtlichen Vorträgen⁴ behandelt. Dazu schreibt das *Programmheft*: »Auschwitz geht uns auch heute noch an. Was Menschen Menschen antun, ist offenkundig nicht nur die Schuld einzelner, es gibt auch Schuld von geschichtlichem Ausmass. Der Traum von einem stetigen Fortschritt der Menschheit zum Guten hin dürfte endlich ausgeträumt sein. Was tun? Resignation, ohnmächtige Entrüstung, Verdrängung? Lässt sich Schuld aufarbeiten, wieder gutmachen? Doch nicht nur die Macht des Bösen ist in der Geschichte wirksam, es gibt auch die Gnade des neuen Anfangs.«⁵ Nicht nur in einer Reihe zeitgeschichtlicher Vorträge setzte sich

der Berliner Katholikentag mit der jüngsten Vergangenheit, mit der Zeit des Dritten Reiches auseinander. ... Neun Buss- und Schweigegänge führten am Freitagnachmittag, 6. Juni, durch die Strassen Berlins; ... Ausgangspunkt des christlich-jüdischen Schweigeganges war das heutige Gemeindehaus in der Fasanenstrasse, wo früher die Synagoge stand, die am 9. November 1938 zerstört wurde. ... Über 1500 Männer, Frauen und Kinder standen schweigend vor dem jüdischen Gemeindehaus, einem der Schauplätze nationalsozialistischer Verfolgung. Nach einem einleitenden Wort des Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in Berlin, *Heinz Galinski*, gingen sie gemeinsam mit den Juden zur Synagoge an der Pestalozzistrasse. »Stärker als je zuvor sind die Religionen gefordert, wenn es darum geht, dem Menschen in seiner Suche nach Orientierung Halt und Seelenstärke zu geben, ohne die er heute und in der überschaubaren Zukunft nicht bestehen kann«, erklärte Galinski. In der Synagoge fand eine christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier statt. Die leitenden Liturgen waren Landesrabbiner *Dr. N. Peter Levinson*, Heidelberg; der Bischof von Augsburg, *Dr. Joseph Stimpfle*; der Alt-Bischof von Berlin-Brandenburg, *Dr. Kurt Scharf*. Zu Beginn der Gemeinschaftsfeier gedachte *Bischof Stimpfle* der »Jahre, in denen die Menschenwürde mit Füßen getreten wurde, des Völkermords an unseren jüdischen Mitbürgern«. »Wir können das jüdische Holocaust nicht aus der Geschichte tilgen«, erklärte der Bischof und rief zum Gebet für alle diejenigen auf, deren Menschenwürde bedroht ist und die um ihres Glaubens willen verfolgt werden⁶. Wie auf dem 85. Katholikentag in Freiburg⁷ hatte auch der »Freiburger Rundbrief« auf dem Berliner Katholikentag⁸ eine Kojen, diesmal gemeinsam mit der Bischöflichen Akademie in Aachen.

Gertrud Luckner

¹ Vgl. dazu Berichtsband »Christi Liebe ist stärker«, hrsg. vom Zentralkomitee der Deutschen Katholiken; s. auch u. S. 128.

² s. o. S. 22 ff.

³ s. S. u.

⁴ Vorträge zu zeitgeschichtlichen Themen zur jüngsten Vergangenheit: Prof. Dr. Konrad Repgen, Kirche und Kirchenkampf im Dritten Reich 1933–1939 – Dr. Ulrich von Hehl, Konrad Kardinal von Preysing – ein Kämpfer gegen den Totalitarismus – Dr. Burkhard van Schewick, Katholische Kirche und Judenverfolgung in Deutschland – Dr. Ludwig Volk SJ, Kirche und Kirchenkampf im Dritten Reich 1939–1945 – Prof. Dr. Dieter Albrecht, Der Vatikan und der Nationalsozialismus – Prof. Dr. Heinz Hürten, Katholische Emigration während der NS-Zeit – Msgr. Hans Gerhard Müller, Die Martyrer von Berlin – Buss- und Schweigegänge – Katholische Kirche und Nationalsozialismus, Ausstellung.

⁵ 86. Deutscher Katholikentag: Programm, Informationen.

⁶ s. *ibid.*, Anm. 1; S. 566 f.

⁷ s. u. S. 147.

⁸ vgl. FrRu XXX/1978, S. 189.

I »Mit der Schuld der Väter leben«

Vortrag von *Werner Nachmann*, Karlsruhe, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, am 6. Juni 1980, Forum 2*

Das Bewusstsein der Deutschen über das Leiden und Sterben unter Hitler schwindet.

* Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und der Bonifatius Druckerei Paderborn entnommen aus: »Christi Liebe ist stärker« 86. Deutscher Katholikentag Berlin 1980 (S. 132–138) [s. u. S. 128].

Die Betroffenheit über die grausame Vernichtung deutscher Bürger im Namen einer gewählten deutschen Regierung lässt nach. Dies ist sogar erklärbar. Die Politiker, die Pfarrer, die Lehrer, die Gewerkschaftsführer, die Unternehmer, die Arbeitnehmer, die Bürgermeister, die Richter sind zum überwiegenden Teil Söhne und Töchter derer, die damals dabei waren. Söhne und Töchter jener, die diese Periode der deutschen Geschichte auf vielfältige Weise mittragen oder miterlebten. Brutal handelnd, wie es Adolf Eichmann tat, leidend bis zur Selbstaufgabe wie Jo-

chen Klepper, mutig und furchtlos wie Gertrud Luckner, deren 80. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern, die wachrüttelte, als die meisten noch schliefen, um dann über zehn Jahre lang landauf, landab zu retten und zu helfen, bis auch sie ins Lager eingeliefert wurde.

Dabei waren Überzeugte, die ihr Gewissen unterschlugen, Blinde, die nicht sehen konnten oder nicht sehen wollten. Andere, für die Partei- und Staatsgehorsam das sittliche Handeln und Denken ersetzte. Ängstliche, die ihren eigenen materiellen Vorteil zur obersten Richtschnur erhoben. Oder gar solche, die im Zwiespalt lebten und dadurch zu dem Entschluss kamen, »nichts zu hören, nichts zu sehen und nichts zu reden«.

Daneben waren Millionen Juden, die elend zugrunde gingen. Sie, die Opfer, waren zu dieser Zeit auch dabei, wenn auch zuletzt in anderer Form: nämlich geeint im Leiden, in der Demütigung und im gewaltsamen Tod. Doch die Wege, die in das Inferno führten, waren verschieden.

Da gab es deutsch-jüdische Patrioten, die Chaim Weizmann später einmal deutscher als die Deutschen nannte, unterwürfig, hyperpatriotisch beflissen, den Wünschen der Herren Deutschlands zuvorzukommen.

Sie waren Söhne von den Vätern und Grossvätern, die im 19. Jahrhundert die Emanzipation in Deutschland hoffnungsvoll erfahren hatten und daran die Erwartung knüpften, als vollwertige Bürger anerkannt zu sein. Für sie war es eine ehrenvolle und selbstverständliche Pflicht, als deutsche Soldaten am 1. Weltkrieg teilzunehmen. Eine politische Entwicklung, die zu einem Hitler führen konnte, war für sie unvorstellbar.

Und selbst für jene deutschen Juden, die um 1930 einer sogenannten nationalen Bewegung etwas abgewinnen konnten, wäre ein Auschwitz – hätte man es ihnen vorausgesagt – das Produkt krankhafter Phantasie gewesen.

Heute jedoch, nach dem Verbrechen, ist es ziemlich unerheblich, ob die Leichtgläubigkeit, mit der vor allem deutsche Juden vor und nach dem 1. Weltkrieg deutsche Gegenwart begriffen, das Produkt übersteigerter Anpassung oder überzogenen Patriotismus¹ war.

Die Realitäten haben die Dimensionen verändert.

Anders gesagt:

Der Begriff Antisemitismus, bekanntlich nicht neueren Datums, hat seit 1945 einen anderen Inhalt als früher. Was früher theologische und ethnische Distanzierung war, erfuhr durch das Ausmass der Verbrechen einen existentiellen Sinn.

Das ist der Grund, warum wir uns hartnäckiger als je zuvor die Frage nach der Ursache der Schuld der Väter stellen müssen und ob und gegebenenfalls wie wir damit leben können.

Wir stellen diese Frage an alle.

Nicht nur an die Kinder der Mörder, der Gleichgültigen, der Feigen, der Tapferen, der Blinden, der Verzagten, der nur an sich Denkenden, sondern wir stellen diese Frage auch an die Kinder der Opfer.

Doch bevor wir die Frage, wie wir mit dieser Schuld – einer aktiven und einer passiven Schuld – unserer Väter leben können, beantworten, ist eine unabdingbare Übereinkunft erforderlich.

Wir müssen generell zweierlei akzeptieren:

Die Schuld in allen ihren Differenzierungen und den Vätern.

Nur wenn wir die Schuld bis hin zur Gutgläubigkeit und den Vater in der damit zwingenden Verbindlichkeit sehen, sind wir fähig, von der speziellen Schuld und von unseren Vätern zu sprechen.

Diese Klärung muss stattfinden, weil wir in einer Zeit le-

ben, in der beides sehr oft in Frage gestellt wird. Hierbei wäre natürlich zu prüfen, ob dieses doppelte Leugnen nicht auch unmittelbar mit der grausamen Vergangenheit zu tun hat.

Wer Schuld ablehnt, wer die Fähigkeit, schuldig zu werden, leugnet, verneint die Freiheit. Nur wer frei ist, kann schuldig werden.

Anstatt Schuld einzugestehen, hören wir allenthalben ganz andere Thesen. Man verweist auf die Zwänge, denen der einzelne oder denen gesellschaftliche Gruppen oder ein ganzes Volk ausgesetzt sind. Die Verantwortlichkeiten werden abgetreten an die Erziehung, an die Umwelt, an die Erbanlage, an die materiellen Verhältnisse, an den Zeitgeist – was auch immer das sein soll –, an die Politik, an den Kapitalismus, und zu guter Letzt ist der Raum eigener Entscheidung und Verantwortlichkeit bis zur Unkenntlichkeit minimiert.

Hinzu kommt die typische deutsche Eigenschaft einer kritiklosen Unterwerfung unter eine autoritäre Führung.

Auf unsere jüngste Geschichte bezogen, erlebten wir verschiedene Stadien eines Schuldbewusstseins: beginnend mit der Erschütterung, als Fakten und Zahlen bekannt geworden waren, gefolgt von einer bedeutenden finanziellen und materiellen Wiedergutmachung, später abgelöst von der Verdrängung bis hin zur These des Zwanges durch die Umstände, die den einzelnen zum Knecht der Verhältnisse gemacht hätten.

Und schon sahen sich die wenigen überlebenden Juden mancherorts dem Vorwurf ausgesetzt, sie seien es, die keine Ruhe geben. Sie würden die Schuld der Väter auf die Söhne übertragen. Sie würden die Verantwortung auch der nächsten Generation aufladen.

Richtig ist, dass die Zeit für die Ruhe noch nicht reif ist. Ganz besonders dann nicht, wenn Ruhe mit Vergessen verwechselt wird. Selbstverständlich sind wir Juden im Verlauf einer langen Geschichte sensibel geworden. Vielleicht sensibler als andere, und gerade dieses Jahrhundert hat unsere Empfindlichkeit gesteigert.

Doch es ist schwer verständlich, wenn diese Unruhe von uns, den ehemals Verfolgten, ausginge. Näher läge es doch, wenn sie von jenen verursacht würde, von den Vätern und Söhnen, die die Macht hatten.

Drei Ereignisse haben uns im vergangenen Jahr in der Bundesrepublik, besonders die Juden in Deutschland, betroffen gemacht.

Da war zunächst die Wirkung des amerikanischen Films »Holocaust«.

Für diejenigen unter uns, für die das »Dritte Reich« nicht nachlesbare, sondern miterlebte Geschichte ist, bedeutete die Erschütterung in weiten Teilen der Bevölkerung ein nicht leicht erklärbares Phänomen. Denn der Film hat nichts Unbekanntes ans Tageslicht gebracht. Nichts von dem, was gezeigt wurde, war nach knapp 40 Jahren erst entdeckt. Und doch wurde der Film aufgenommen und bewertet, als ob er neue Blicke freigegeben hätte.¹ War es eine neue Betroffenheit oder die Betroffenheit einer neuen Generation? Wurden die Kinder, inzwischen erwachsen geworden, auf eine eindringliche und vehemente Weise mit ihren eigenen Vätern konfrontiert? Waren sie urteilsreif geworden, um jetzt darüber befinden zu können, die Väter abzulehnen oder anzunehmen?

Wie tief ging die Erschütterung eines Neu- oder Nacherlebten? War es nur das Erlebnis einer Show vor furchtbarem Hintergrund, im Alltag längst wieder untergegangen? Griff der Film nicht nur an die Sentimentalität, sondern auch an die Seele, an die christliche Seele? In einem Land, in dem sich wenigstens nominell 90 Prozent zur Religion der Liebe bekennen.

¹ Vgl. dazu: FrRu XXX/1978, S. 20 ff.

Es scheint vordergründig so normal, wenn sich der Sohn vom Vater befreit. Was jener tat, kann nicht ihm angelastet werden. Auch was jener – der Vater – nicht tat, was er versäumte, geht nicht auf das Konto des Sohnes.

Diese Thesen sind oberflächlich. Man kann nicht die Tradition ohne den Vater erfahren, man kann die Tradition nicht erst mit sich selbst beginnen.

Das zweite Ereignis im vergangenen Jahr zeigt es eindringlich:

Der Deutsche Bundestag hat im Jahr 1979 durch Gesetz beschlossen, dass Mord nicht mehr verjährt.² Die Gründlichkeit und der Ernst, mit dem das Parlament darüber debattierte, nötigt uns allen grossen Respekt ab. Dabei dürfen wir nicht übersehen, dass es zum überwiegenden Teil die Söhne waren, die über die Vatergeneration entschieden.

Und sie haben sich damit als Erben bekannt.

Das dritte Ereignis im Jahr 1979, auf das hinzuweisen notwendig erscheint, war eine Entscheidung des Deutschen Bundestages, mit der die Bundesregierung aufgefordert wurde, im Nachtragshaushalt 1980 eine »Abschlussgeste« der finanziellen Wiedergutmachungsleistungen festzulegen. Damit soll abschliessend ein Personenkreis entschädigt werden, der bisher nicht berücksichtigt wurde. Wir wissen diese einstimmig gefasste Entscheidung des Bundesgesetzgebers zu schätzen. Und wir tun es um so mehr, als wir uns bewusst sind, dass sie in einer Zeit getroffen wurde, die von uns allen erhebliche materielle Opfer verlangen wird.

Wie bei dem Beschluss über die Nichtverjährung von Mord wird diese Verpflichtung nicht von den Vätern aufgebracht, sondern von den Söhnen. Es ist deren Steuergeld, sie zahlen für ihre Väter.

Zwei parlamentarische Entscheidungen haben uns der Antwort, ob oder gegebenenfalls wie wir mit der Schuld der Väter leben, vielleicht etwas nähergebracht. Doch sie kann uns noch nicht zufriedenstellen. Nicht nur, weil die Schuld nicht materiell abgetragen werden kann. Konrad Adenauer hat es unmissverständlich ausgesprochen, alle ihm folgenden Bundeskanzler haben es wiederholt. Sie kann uns nicht zufriedenstellen, weil wir alle, die Juden nicht ausgenommen, noch nicht im entferntesten wissen, wieso geschehen konnte, was geschah.

Im vergangenen Jahr hat Helmut Thielicke die Denkschrift des Freiburger »Bonhoeffer-Kreises« veröffentlicht, und er war mutig und ehrlich genug, wie es von einem Mann so hoher Qualitäten nicht anders zu erwarten war, auch jenen Teil der 1943 fertiggestellten Denkschrift, der sich mit dem Judenproblem befasste, zu veröffentlichen. An dieser Denkschrift hat die Elite des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus gearbeitet. Männer wie Carl Goerdeler, Constantin von Dietze, Otto Dibelius und Gerhard Ritter, um nur einige zu nennen.

In der Anlage 5 »Vorschläge für eine Lösung der Juden in Deutschland« werden für die Zeit nach Kriegsende Wiedergutmachung und Entschädigung gefordert. Da heisst es auch, eine Wiedergutmachung sei überall da unmöglich, wo Menschenleben vernichtet wurden oder menschliche Gesundheit gebrochen worden sei. Doch dann werden drei Möglichkeiten für die deutschen Verhältnisse als diskutabel erachtet. Ich zitiere wörtlich:

»Der Staat verzichtet nach Aufhebung der Nürnberger Gesetze auf jegliche Sonderbestimmungen für die Juden, und zwar deshalb, weil die Zahl der Überlebenden und nach Deutschland zurückgekehrten Juden nicht so gross sein wird, dass sie noch als Gefahr für das deutsche Volkstum angesehen werden können.«

² Vgl. dazu FrRu, ibid. S. 129 ff.

Dann ist die Rede von einem internationalen Judenstatut; danach sollten die Juden nach dem Krieg in allen Staaten, in denen sie beheimatet sind, die Stellung von Ausländern erhalten. Helmut Thielicke hat in seinem Vorwort auf die damalige Verstrickung, ja Benebelung, hingewiesen. Und er schliesst mit den Sätzen:

»Darum geht es ja: dass wir in der Geschichte unsere eigene Identität wiederfinden. Ich wünsche der jungen Generation, dass dieser Geist des Widerstandes und diese Bereitschaft zum Opfer ihr zu dieser Selbstfindung helfen mögen.«

Dieser Hinweis auf die Denkschrift mutiger Männer, die ihr Leben riskierten, ist keine billige, späte Selbstgefälligkeit eines Juden. Dieses Kapitel der Denkschrift ist für mich und sollte für uns alle Anlass zur Prüfung sein.

In einem haben die Freiburger bitter recht behalten: Die Zahl der Überlebenden und nach Deutschland zurückgekehrten Juden ist kaum der Rede wert.

1933 lebten in Deutschland ca. 600 000 Juden. Heute sind es in der Bundesrepublik 30 000 und in der DDR 600.

Bei der Gedenkfeier anlässlich der Erinnerung an den 9. November 1938 in der Synagoge in Köln sagte ich in Anwesenheit des Bundespräsidenten, des Bundeskanzlers und des Präsidenten des Deutschen Bundestages:

»Deutsche Juden sind zurückgekehrt. – Zögernd – in das Land, in dem ihnen jede Menschenwürde abgesprochen worden war. In das Land, das sie als ihre Heimat geliebt hatten und dem die Besten mit der ganzen Kraft ihres Geistes dienten. Überlebende Juden hatten, trotz des noch immer unfassbaren Geschehens, den Willen und die Bereitschaft, hier die Demokratie zu wagen und mitzuhelfen, damit die Würde des Menschen – jedes Menschen – wieder gelte. Heute ist vielfach vergessen, dass wir Juden damals mit diesem Wagnis ziemlich allein geblieben waren und in der Welt kaum Verständnis oder gar Zuspruch für diesen Schritt fanden. Auch hier im eigenen Land wurde diese Entscheidung nicht immer in ihrer ganzen Bedeutung anerkannt. Unser Wagnis war – so hoffe ich heute sagen zu können – nicht umsonst.«

Und trotzdem erleben wir, die nach Deutschland zurückgekehrt sind, sehr oft bittere Momente, die uns erschreckend an die Judenthesen des Nationalsozialismus erinnern.

Manchmal, bei gewissen Vorkommnissen der jüngeren Zeit, müssen wir uns fragen, ob wir recht hatten, diesen Schritt der Rückkehr, nach allem, was geschehen war, zu wagen.

Manchmal müssen wir uns fragen, ob wir nicht in denselben Fehler verfallen wie unsere Väter und wieder zu gutgläubig sind.

Die kleine Zahl von rund 30 000 Juden muss sich fragen, ob sie in diesem Land nur geduldet ist, ob man sie erträgt, weil das Gefühl der Schuld es gebietet, und ob nicht viele, Amtliche und Halbamtsliche und Private, der Meinung anhängen, wir hätten hier nichts oder wenig zu suchen.

Wir Juden in Deutschland geniessen hier volle Rechte, ohne Einschränkung. Wir werden offiziell gefragt und gehört. Aber wir sind nicht sicher, ob wir akzeptiert sind.

Sehr oft, und nicht nur von unpolitischen Menschen, werde ich als Fremdling angesehen oder gar als solcher behandelt.

Noch immer wissen Christen über Juden zu wenig. Noch immer ist Christen nicht geläufig, dass die Gründer des Christentums Juden waren.

Bedauerlich ist auch, dass die Juden von der christlichen Religion zu wenig wissen.

Die Zeit der materiellen Wiedergutmachung geht zu Ende. Mit der vererbten Schuld werden wir leben müssen. Wir alle.

In den letzten 20 Jahren haben wir auf internationalen Kongressen unentwegt Angriffe abgewehrt, wenn die Bundesrepublik angeklagt wurde, sie würde den Boden für einen neuen Nazismus bereiten. Wäre es denn sehr befremdlich, wenn wir bei der Prüfung der Schuld der Väter uns heute sorgfältig befragen, ob wir nicht in einen ähnlichen Fehler verfallen wie sie, nämlich deutscher sein zu wollen als die anderen Deutschen.

Die Schuld der Väter hat uns alle selbstkritisch gemacht. Wir sind in unseren Bekenntnissen zögernder geworden. In unseren Bekenntnissen zur Schuld, zum Vater, aber auch in unserem politischen Bekenntnis zu diesem Land. Darum lassen Sie mich unsere Frage »mit der Schuld der Väter leben« um einen wichtigen Zusatz ergänzen:

Mit der Schuld der Väter hier in diesem Land leben.

Nirgendwo in der Geschichte des Judentums haben sich, soweit wir wissen, die ersten Repräsentanten eines Staates so zahlreich und einmütig versammelt wie am 9. November 1978 in der Synagoge in Köln.³ Noch nie war der Anlass für dieses Gedenken so schrecklich. Aber gleichermassen gilt, dass die Repräsentanten der französischen, der englischen, der belgischen, der holländischen Juden nie gefragt werden, ob sie Franzosen, Briten, Belgier oder Holländer seien.

Daran mögen Sie erkennen, dass Hitlers Morden nicht nur die Väter, sondern auch deren Söhne und Enkel in einer Dimension getroffen hat, die den persönlichen, unmittelbaren Bezug weit übersteigt.

Und daran mögen Sie auch erkennen, dass wir mit dem Ja zur Schuld und dem Ja zu den Vätern erst am Anfang stehen.

³ Vgl. FrRu, ibid. S. 110 ff.

2 Augustin Kardinal Bea zum 100. Geburtstag (28. Mai 1981)

Nachstehend entnehmen wir dem »Information Service« des Sekretariats zur Förderung christlicher Einheit* das Rundschreiben seines Vizepräsidenten Ramón Torrella vom 16. März und geben es in Übersetzung aus dem Englischen wieder*.

Gemäss diesem Schreiben beging das Erzbistum Freiburg i.Br. in Riedbohringen, dem Geburtsort von Kardinal Bea, unter Teilnahme verschiedener christlicher Kirchen einen Festgottesdienst und einen Festakt, bei dem u.a. der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Freiburg i.Br., Herr Hans H. Altmann, eine Ansprache beitrug. Es war ein schöner Festtag des Dankes und der Freude, gewiss auch ganz im Sinn von Kardinal Bea. Wir entnehmen der »Badischen Zeitung« einen Bericht* und bringen ferner das Programm des Gottesdienstes und des Festaktes* sowie die Ansprache von jüdischer Seite.*

* s. u. 72.

(D. Red. d. FrRu)

A I Rundschreiben zum 100jährigen Geburtstag von Augustin Kardinal Bea (28. Mai 1981)

Dem »Information Service« des Sekretariats zur Förderung christlicher Einheit, Vatikanstadt, Nr. 46, 1981/II, S. 97, entnehmen wir folgenden Wortlaut und geben ihn in Übersetzung aus dem Englischen wieder (Anm. d. Red. d. FrRu).

(Prot. N. 837/81) Vatikanstadt, 16. März 1981

An die Präsidenten der Ökumenischen Kommission oder die für die Ökumene Verantwortlichen der Bischofskonferenz

In drei Monaten, am 28. Mai dieses Jahres, jährt sich zum hundertsten Mal der Geburtstag von Augustin Kardinal Bea.

Es ist ein ehrwürdiger christlicher Brauch, Gott für das Leben seiner grossen Diener zu danken. Eine grosse Reihe ganz verschiedener Menschen hatte und hat jetzt noch Anlass, Gott für Kardinal Beas Leben zu danken. Viele Nationen ehrten ihn und zeichneten ihn in seinem Leben

aus. Noch in seinen Spätsiebzigern, zu einer Zeit, da die meisten Menschen längst im Ruhestand sind, führte er in Rom das stille, arbeitsame Leben eines biblischen Gelehrten, Schriftstellers und Konsultors.

Der Höhepunkt seines Lebens sollte noch kommen – man wird sich vor allem an das erinnern, was er in seinen Achtzigern vollbrachte.

Das Zweite Vatikanische Konzil hinterliess ein untilgbares Zeichen in der Kirchengeschichte, und Augustin Bea zeichnete sich in besonderer Weise unter denen aus, die dem Konzil ein wesentliches Merkmal verliehen.

In diesen wenigen wichtigen letzten Jahren wie auch in den langen stillen Jahren strahlte der Kardinal Frieden und Ruhe aus, ohne viel Aufsehen. Wie an einem einzigen Faden reihen sich die grossen Anliegen, die ihn unermüdlich während des Konzils und bis zu seinem Tod beschäftigten: Versöhnung, die auf Liebe und Achtung für die Menschheit beruhen. Der Hl. Paulus siedelt die Versöhnung am Herzen des christlichen Mysteriums an: »Das alles aber kommt von Gott her, der uns mit sich versöhnte durch Christus und uns den Dienst der Versöhnung übertrug« (2 Kor 5, 18). Bea fasste den Dienst an der Versöhnung sehr weit und mit prophetischem Ernst auf. Juden, die so viel unter dem als Eifer getarnten Hass gelitten haben; auch andere Nichtchristen; und unter ihnen die, die auf Christus getauft, aber durch das Erbe der Geschichte von uns getrennt sind: ihnen allen kam er mit versöhnender Liebe entgegen.

Die Hundertjahrfeier seiner Geburt ist ein geeigneter Zeitpunkt, Gott zu danken für Beas Vision und das von ihr bereits Bewirkte. Aber es ist auch Zeit, mit seinem Realismus auf das zu blicken, was noch zu tun bleibt: auf Bitterkeit, Blindgläubigkeit, Fanatismus, Starrsinn, Misstrauen – was, oft im Namen Gottes, immer noch die Welt bedrückt; und mit seinem Realismus, aber auch mit seinem Mut, seiner Zähigkeit und seiner Hoffnung.

Die Hundertjahrfeier wird später im Jahr in Rom durch ein Symposium gewürdigt, das seine Arbeit veranschaulichen und seinen Einfluss hinsichtlich der Religionsfreiheit, der Grundlagen der Ökumene und der katholisch/jüdischen Beziehungen aufzeigen soll. Aber es war vor allem seine Persönlichkeit als solche, die dem Kardinal seine Bedeutung in der Welt verlieh. Wir hoffen sehr, dass der 28. Mai oder ein anderer passender Tag ein Tag der Danksagung und der Erneuerung des Beschlusses für die Suche nach Versöhnung wird. Eine Messfeier und Homilie – zu der auch Nichtkatholiken eingeladen werden, um einen passenden Anteil einzunehmen – wäre eine Möglichkeit der Danksagung, aber andere könnten passende Vorschläge machen. – Welche Pläne auch immer gemacht werden, so sollte man gegebenenfalls daran denken, dass Juden in Ihrer Gegend gewiss ein besonderes Interesse haben, an einer solchen Feier des Gedenkens und der Danksagung teilzunehmen.

In der südlichen Hemisphäre fällt die Jahresfeier günstig in den Beginn der Woche des Gebets für die Einheit der Christen. Wir erinnern daran, dass in diesem Jahr auch der 100. Geburtstag von Papst Johannes XXIII. und von Pater Paul Couturier ist, was den Zeitpunkt für ökumenische Bestandsaufnahme und der Erneuerung besonders geeignet erscheinen lassen. Vor allem sollte besonders die jüngere Generation von der Einwirkung dieser grossen Männer auf die Geschichte erfahren.

Wir hoffen, dass es besonders in den verschiedenen Lehranstalten höherer Bildung möglich ist, ein Programm von vielleicht einem oder zwei Tagen durchzuführen, das den Studierenden das Verhältnis von Kardinal Bea zur Ökumene in der katholischen Kirche vermittelt. In diesem Rahmen könnten vielleicht Vorträge gehalten oder Semi-